

„Wir sind da so hineingeschlittert“

SPIEGEL-Reporter Peter Brügge über die deutschen Olympiamacher 1972

Die schlichten, geistig erneuerten Spiele wird es nicht geben. Weitab von ihren Vorsätzen inszenieren die deutschen Olympiamacher 1972 eine Superschau für das Pre-

stige. Schuld daran sind die maßlosen Forderungen des internationalen Leistungssports. Schuld daran ist aber auch die innere Zwiespältigkeit der Macher selbst.



Grundsteinlegung auf München-Oberwiesenfeld: Am Anfang Augenzwinkern

Das Abenteuer der Olympiamacher von München begann mit einem falschen Kredo, und manche geben das unverblümt zu.

500 Millionen Mark — säuberlich zwischen Bund, Bayern und München gedrittelt — und ein dementsprechend spartanisches Konzept waren halt das Äußerste, was Krisenkanzler Erhard, Bayerns Regierungschef Goppel und Münchens OB Vogel dem olympisch noch nicht mündigen Wählervolk Ende 65 andienen konnten. So ward die deutsche Bescheidenheit geboren.

Aber nicht einmal Bayerns damaliger Finanzminister Pöhner hat „je an diese

Summe geglaubt“. Und als gewichtigen Mitwisser des allgemeinen Augenzwinkerns zitiert er seinen Parteichef Strauß: „Der Franz Josef hat gesagt, rechnen wir im stillen mit einer Milliarde.“

Abzüglich enormer staatlicher Sach- und Nebenleistungen sind es 1972 Millionen geworden. „Eine unschöne Zahl“, findet Herbert Kunze, Generalsekretär des Olympischen Organisationskomitees (OK), „weil sie so nach Absicht aussieht.“ Nur dank unverhofft hoher Einnahmen aus der „Glücksspirale“, dem Olympia-Lotto und vor allem aus der Prägung von nach und nach hun-

dert Millionen silberner Zehnmarkstücke entgingen die Olympiamacher einem Offenbarungseid vor dem Volk.

So kamen 1286 Millionen Mark zusammen, die nicht aus Steuergroschen stammen. „Das wahre Denkmal dieser Spiele“, empfahl aufatmend der Olympiamacher Hans-Jochen Vogel, „gehört dem Erfinder des Zehnmarkstücks.“ Es ist ein unbekannter Bonner Bürokrat.

Daß man den Rütlichswur auf kleinste Preise werde brechen müssen, dämmerte allen Beteiligten insgeheim schon im April 1966 vor dem IOC, beim Kampf in Rom. Dort hörten die Hohenpriester des internationalen Sports genießerisch die Münchner Werbeworte — heitere Spiele, kurze Wege, Spiele im Grünen und endlich, wie Vogel es nennt, „Einheit von Körper und Geist“.

Nach Preisen fragten sie nicht. Ihnen wurde versprochen, München werde sie ihren Bedürfnissen entsprechend bedienen; jeder wußte, die sind nicht billig. Unmißverständlich ließ NOK-Chef Willi Daume durchblicken, in München winkten dem IOC Fernseheinnahmen wie noch nie. Und damit nahm er, zürnt der TV-Olympier Robert Lembke, „den Mund zu voll“.

Die Werber Daume und Vogel wußten, wie sehr die Verbandsfürsten von mittlerweile 21 olympischen Sportarten es schätzen, wenn eine Stadt *keine* tauglichen Anlagen besitzt. Am liebsten haben sie Neuerbautes. Am liebsten diktieren sie die Dimensionen. „Bei manchen“, besinnt sich ein Mitspieler Vogels, „waren wir im Wort, eindeutig.“

Diese Herren nutzten ihre Macht und trotzten den Olympiamachern eine Kette sinnlos aufwendiger Sportstätten ab:

- ▷ die 2,2 Kilometer lange künstliche Ruderstrecke in München-Feldmoching, mit der man den für Münchens Bewerbung unentbehrlichen Ruderverbands-Boß Thomas („Tommy“) Keller letzten Endes zufriedensetzte; sie kostete 69 Millionen statt der vorgesehenen zehn;
- ▷ die weltbeste Schießanlage in München-Hochbrück (24 Millionen). Für Schießen stand anfangs nichts auf dem Plan;



Courrèges-Look für Olympia-Helferinnen
„Auf unsere Trachtenkleider! ...“

- ▷ die Reitanlage samt Stadion in München-Riem, die mit 51 Millionen mehr als das Zehnfache des gedachten Betrages verschlang;
- ▷ eine gar nicht vorgesehene 23-Millionen-Halle für den Basketballverband, der zu Willi Daumes Bestürzung damit „nicht recht glücklich wird“;
- ▷ eine neue Ringer-Halle (25 Millionen). Erst hieß es, gerungen werde ohne Neubau.

Der Internationale Volleyball-Verband änderte jäh seine Regeln und setzte es durch, daß in der für ihn bestimmten Halle auf dem Oberwiesenfeld nachträglich noch einmal zweieinhalb Meter nach unten gebuddelt wurde. Er akzeptiert nur noch Räume von zwölfmehhalb Meter Höhe.

Die kleinen Sport-Potentaten brachten den Olympiamachern schmerzlich bei, was sie unter der proklamierten deutschen Bescheidenheit verstehen: eine besondere, eher snobistische Variante deutscher Perfektion.

Unter politischem Druck zu groß gebaut.

Und alle wollten sie immer noch größere und größere Tribünen, um ihren Anteil an den von Daumes Leuten wirklich weltweit abkassierten Fernseh-Erträgen zu erhöhen. Denn — kurioser Zirkulus — bei deren Verteilung entscheidet die Zahl der leiblich präsenten Zuschauer (auf die man sonst nicht sonderlich Rücksicht nimmt).

Vogel bezichtigt das OK Daumes, es sei zu weit in die Knie gegangen. Willi Daume gibt das zu — gleich einem Ma-

rathonläufer, dem man vorwirft, die Straße bei Rot überquert zu haben.

Rückblickend besinnt sich Vogel ja selber, die Herren des internationalen Sportbetriebs hätten sich eben gelegentlich „recht handfester Pressionen“ bedient und sogar von Boykott gesprochen.

Einer wie er, der in dieser olympischen Sache die letzte Chance einer Sanierung der Münchner Infrastruktur und den eigenen Stern als charismatischer Volkstribun verfolgte, sah bis 1969 jedenfalls wenig Spielraum für Verweigerung. Bis dahin nämlich standen „die politischen Schwierigkeiten hinsichtlich der gleichberechtigten Teilnahme der DDR noch im Vordergrund ...“

Vereint mit dem Störfeuer im „Neuen Deutschland“, der fortwährenden Pein mit den amerikanischen Propagandasendern in München, konnte ein Protest der großen Sportverbände zu einer „bedrohlichen Kumulation des Unmuts“ führen. So herum also: Was in München groß geriet, spiegelt oft Schwäche: erst die Ostpolitik der Regierung Brandt befreite die Macher aus dieser Klemme.

Plötzlich, im letzten Jahr, ereigneten sich Szenen einer ungeahnten Freundschaftlichkeit mit dem sowjetischen Sportführer Pawlow. Mit einem Kistchen Wodka kam er zu Daume: „Das sind die gesammelten Proteste der UdSSR.“

Berthold Beitz, der sich gern den „Daume von Kiel“ nennt, wies diesen ehemals gefürchteten Gast aus dem Osten bei einer Besichtigungsfahrt auf der Förde ausgelassen auf Sendemasten der Marine hin: „Radio Free Schleswig-Holstein!“



Hostessen-Chefin Emmy Schwabe, Dirndl-Look
... freut sich schon die ganze Welt“

Längst freilich schritten die Olympiamacher auch ohne Not über ihre bescheidenen Vorsätze heroisch hinweg. Einem Gastgeber gleich, der zu Pellkartoffeln bittet, die er schließlich doch mit Kaviar füllt.

Nachdem Kiel mit einem berechnend bescheidenen Kostenangebot von 1,6 Millionen gegen Travemünde Olympiastadt der Segler geworden war, hatte Daume die Olympiamacher Schleswig-Holsteins sogleich auf das verpflichtende Niveau der Architektur von Oberwiesenfeld aufmerksam gemacht. Kiels Segelzentrum kostet nun 95 Millionen. Daume erleichtert: „Die Behauptung,



Sporthallen-Übergabe im Olympia-Park: Neue Linie nicht durchgehalten



Olympia-Wahrzeichen Timofej, Gefährtin: In klassenloser Gemeinschaft . . .

der alte Segelhafen ginge nicht mehr, hat man gerne nicht mehr nachgeprüft.“

Für „zweckmäßig, sparsam, übersichtlich“ erachtete Vogel jenen Gesamtentwurf der Sportstätten von München-Oberwiesenfeld, mit dem er und Daume 1966 die Bewerbung bestritten.

Andererseits sahen sie sich in Tokio um. Der Vergleich mit den vollkommenen Bauwerken von Kenzo Tange, dem Star-Architekten der Spiele von 1964, nagte an ihnen. Öffentlich hatten sie versprochen, solche Dimensionen stünden nicht zur Debatte.

Die Weichen für Größe werden gestellt.

Zeitungskritik und das Memento der Architektenschaft halfen nach. Viel zu spät, Februar 1967, lobte die Kommune doch noch einen Architekten-Wettbewerb für das Oberwiesenfeld aus. Getreu Vogels Prinzip, reihum abgeseget durch die hinsichtlich der olympischen Baugemeinschaft noch lange miteinander hadernnden „Konsorten“ Bund, Bayern und München. Von einer finanziellen Begrenzung stand nichts darin.

Die Weichen für Größe waren gestellt. Erst Daume, dann Vogel, endlich die Mehrheit, erlagen sie der Faszination des zweifellos kühnsten Entwurfes: jener geschlossenen olympischen Parklandschaft, die das Stuttgarter Architekten-Kollektiv „Behnisch und Partner“ (B + P) aus dem trostlosen Oberwiesenfeld mittels gewaltiger Erdverschiebungen zu erschaffen versprach.

Schon auf den Weltausstellungen von Montreal und Osaka hatte die bundesdeutsche Selbstdarstellung im Understatement den gemäßen Ausdruck einer reiferen Industriegesellschaft gesucht: da unterm Zeltdach, dort in einem

künstlichen Hügel. B + P boten beides — in freilich unerhörten Dimensionen.

Diese fünf Progressiven aus Stuttgart, sämtlich unsportliche Typen, öffneten ihr Stadion wie ein sanftes Tal und suggerierten, nein, meinten mit der alles überspannenden Zeltsilhouette: Zirkus Olympia, nichts weiter als Zirkus. „Wir wollten“, schwört einer für sie alle, „kein Idol, keinen Knüller bauen.“ Rührende Vorsätze.

Wer anfangs zweifelnd aufmuckte, bekam es mit der Lobby des architektonischen Fortschritts zu tun, die ihn flugs der Lächerlichkeit anheimgab. Den peinlichen Stempel der Fortschrittsfeindlichkeit scheuten provinzielle Rührende Vorsätze.

Und die CSU-Sprecher im olympischen Kreise duckten sich überdies vor Franz Josef Strauß. Es sei besser, fand der, „für mehr Geld etwas Einmaliges zu schaffen“. Er hielt nichts von „olymp-

piawürdigen Lösungen“ (gleich jenen, mit denen man in Rom gesiegt hatte).

Seine Parteispezis wundern sich bis heute, wieso er dem Oberbürgermeister der davon profitierenden roten Metro-pole München eigentlich niemals an die Waden fuhr. „Dem Franz Josef“, vermutet Pöhner, „hat die Gewandtheit von dem Vogel imponiert.“

Olympiawürdig: Für B + P. das Fünferkollektiv der Stuttgarter Architekten Behnisch, Tränkner, Weber, Auer und Büxel, hieß das, wie gesagt, bejahte Vergänglichkeit, das Flair von fahrendem Volk. Dabei, so schwärmte Tränkner, würde man am besten die Eintrittskarten an Biertischen verkaufen. In inniger, klassenloser Gemeinschaft sollte die internationale Friedensfest-gemeinde sich selber finden. Lustwandeln, tanzend, lagernd im Grünen — olympisches Utopia.

Das große Zirkusdach könnte man in ein paar Jahren wieder mit neuer Folie bespannen. Die Entwicklung von Werkstoffen und Baukunst verbiete geradezu, sagt Tränkner, „das auf architektonische Monumente zielende Planen“.

Daumes Worterfindung von den „heiteren Spielen“ nahmen diese da für bare Münze. Waren Olympische Spiele bislang eine Orgie sportlicher, technologischer Höchstleistung, so planten sie ein Anti-Olympia.

Die Politiker, auch Daume, sahen es denkwürdig anders. Das hier war erstens eine Präsentation dezenter Stärke, damit konnte man sich erhobenen Hauptes identifizieren. Selbst Konrad Pöhner, der intime Zeltfeind, der Strauß 1969 als Oberaufseher der Olympia-Baugesellschaft nachfolgte, meint ja. „zwei Milliarden“ seien „nicht hinausgeworfen“, falls „wir die Welt zu einem neuen Nachdenken über uns zwingen“.

Zweitens mußte es dann eben doch unwandelbar und fest sein: Denkmal. Wieder Pöhner: „Wir dachten an eine



. . . ein Utopia im Grünen: Olympia-Wahrzeichen Zeltdach, Schöpfer*

* Architekten-Team „B + P“: Weber, Auer, Tränkner, Behnisch, Büxel.

Haltbarkeit von fünfzig bis hundert Jahren."

Der Eisenhütten-Erbe Willi Daume trat an seine Olympia-Planung wie ein unentschlossener Spieler ans Roulett. Manchmal konnte man glauben, er werde *va banque* auf Rouge, sprich das Neue, setzen, dann schwenkte er besorgt auf das Noir unverbrüchlicher IOC-Traditionen zurück. Anders vor allem sollten die Spiele und die Deutschen sich präsentieren; nicht allein anders als 1936, sondern exquisit abweichend vom sportlich-technischen Gigantismus, in den das innere Gesetz die Spiele treibt.

Ernst gemeint hätte das bedeutet: weniger perfekt. Der Gott, der diesen Eisen-Erben wachsen ließ, gebietet jedoch Bestleistungen. Schon für seine Eröffnungsfeier bemühte sich Daume um Zeffirelli, wählte dann immerhin den „heißgeliebten August Everding“ zum



Olympiamacher Vogel in Rom 1966
Nach der Ernte Distanz

Ratgeber, Bundesdeutschlands ersten Opern-Inszenator. Aus schierem Anderswollen stritt er gegen die IOC-Bestimmung, zur Eröffnung Taubenschwärme aufzulassen. Als Friedenssymbol, findet er, „sind Tauben von Picasso zu Tode geritten“. Und beugt sich dann dem IOC.

Carl Orff bringt diesmal einen anderen Kinderreigen als 1936. Von der Feuermusik, die Orffs Schüler Kilmayer für 100 Trompeten und 50 Pauken setzte, entfallen die Trompeten: zu heldisch. Sein „Trompeten-Solo“ fürs Finale müssen wieder fünf Trompeter spielen. Trompete solo, sagt sich Daume, klingt's nicht wie Zapfenstreich?

Der deutsche Soldat war in Willi Daumes Vision von 1972 zu Anfang nicht vorgekommen. Von der Regel, daß Marine-Kadetten die Flaggen hissen, wünschte er abzurücken. Doch 1968, zwei Jahre nach solch zivilen

Blümenträumen, meldete er sich auf der Hardthöhe. Die Bundeswehr nutzte die Chance befreiender Selbstdarstellung und orderte erst mal für 56 Millionen Mark neue Möbel, um Daumes Spiele damit zu beleihen.

Zu Daumes zügigster Führungskraft avancierte der Oberst i. G. Gerwin Schröder, 36 nicht dagebewesen (wo es noch mit 4500 Soldaten zu schaffen war). In die heiteren Spiele von 72 wirft er planmäßig 24 058 Mann. Und, Daume mag noch so seufzen, Uniform tragen die grundsätzlich. Notfalls sogar Klarsicht-Pelerinen, damit man, etwa bei der Absperrung für den Marathonlauf, „die Ordnungsfunktion des Soldaten“ (Schröder) auch im Regen erkennt.

Es war Münchens Kulturreferent Dr. Herbert Hohenemser (SPD), Vorsitzender im Kunstauschuß des Organisationskomitees, der Daume im Sommer 1966 auf die Spur des Ulmer Industrie-Designers Otl Aicher setzte. Das sei der Mann, den leichtgesagten Leitsatz von den heiteren Spielen in brauchbare Einfälle umzusetzen.

Otl Aicher, Linkskatholik, neben Max Bill einst Hauptfigur der von rechts verfeimten Ulmer Hochschule für Gestaltung, dachte beim römischen Kredo Daumes ebenfalls gleich an eine Art Anti-Olympia, ein befriedetes Fest in milden Farben und klaren Konturen.

Dieser Quadratschädel aus Schwaben, der wähnt, es sei an ihm ein Dominikaner verlorengegangen, akzeptierte gerade noch das Blau des Münchner Himmels als gegeben. Vom Programmheft bis zur Verbotstafel, von der Würstlbude bis zum Luftballon beehrte er, alles neu zu gestalten: Bau- und Straßenschilder, Plakate, Fahnen und Souvenirs, Eintrittskarten, Stadtpläne, Abzeichen, Briefköpfe, Stadionsitze, das olympische Habit für 27 000 Funktionäre und Helfer; den Münchner Dackel stilisierte er zum Edelkitsch.

Von der Beschränkung auf schlichte Schriften, aggressionshemmende Farben, einheitliche Formate versprach sich der Ulmer ein neues Image für München und die Deutschen. Zartes Blau vor allem, strahlend sanftes Grün und Silber dominieren, prozentgenau vorgeschrieben, in der Palette dieser XX. Olympiade. Am genesenen deutschen Wesen soll die Welt sich ruhig freuen.

Spiele einer neuen Gesellschaft.

Hinter all dem steckte Aichers Weltanschauung: „Mit Farben kann man Politik machen.“ Daume tat, als sehe er's nicht: „Glauben Sie wirklich, das ist ein Linker?“

Mehr Dampf und Grelle, mehr Schmalz und Schwung wäre den bawarischen Honoratioren lieber gewesen, und sie tobten so, daß Daume von sei-

nem Aicher vorübergehend abrückte. Aichers ersten Entwurf eines Olympia-Emblems nannte Rudolf Eberhard, der christsoziale Schatzmeister des OK, einen „Hosenknopf“. Aus dem verunglimpften Strahlenkranz entwickelte später ein Kölner Graphikerteam die Olympia-Spirale, nach Daumes Meinung „das beste Emblem der Welt“.

Das am Ende fünfunddreißigköpfige Aicherteam, rein äußerlich schon linke Bohème vor der hundertköpfigen Übermacht beamteter Krawattenträger im Organisationskomitee, arbeitet nun, wo immer die Spiele Farbe brauchen, mit dem Spektrum des Regenbogens. Aicher gab Daume das Stichwort: „Regenbogenspiele“.

Und Daume nimmt es auf. Ein künstlicher Regenbogen aus fünf Helium-Schlangen von Güterzug-Länge, ein Opus des Kunststoffplastikers Piene.



Olympiamacher Daume in München 1972
Von innen olympisch glühend

soll, aufgepusst von der Bundeswehr, zum Finale der Spiele überm Olympia-See emporsteigen — statt Feuerwerk, das nicht zu Daumes Deutschland paßt und außerdem nichts Neues wäre.

Aicher wiederum hofft, seine 155 Piktogramme, Bildsymbole für alles bei Spielen Menschenmögliche, bereiten vielleicht den Weg zu einem optischen Esperanto. Er zielt auf eine weltweite, entspannte Industriegesellschaft mit humanen Normen bis zur Toilettentür.

Die Massen in der Olympia-Landschaft sollten Picknickpäckchen erhalten, die sie in die Lage versetzten, sogar noch sehenswerten Müll zu hinterlassen. Er ging über Wiesen, verstreute zur Probe angenehm gefärbtes Papier und bunte Getränkedosen. Das Wirtsvolk verteilte alles.

Auch Aichers Gesinnungsfreund Professor Günther Grzimek, Garten-Architekt der Olympia-Landschaft, kompo-

nierte eigentlich so etwas wie den Spielgarten einer sich wandelnden, zur Freiheit bereiten Gesellschaft: Feuerstellen, Trampelpfade, unverwüstliche, leicht bewegliche Sitzgelegenheiten aus Drahtgeflecht, eine künstlich verpflanzte Moorwiese, Spielplätze nicht nur für Kinder, ein Höhlencafé im Berg aus Bombenschutt; letzteres fiel den Verfechtern der Pietät zum Opfer, die unter dem aufgehäuften Schutt irrtümlich Kriegsoffer wähen.

Spezialisten des Münchner Polizeichefs Schreiber, der im OK für die Sicherheit der Spiele verantwortlich zeichnet, zogen dann ihre Zäune. Viel fehlte nicht und sie hätten den seichten Olympia-See umgittert.

Aicher, Behnisch, Grzimek trafen sich ein paarmal zu einem Stammtisch wider das olympische Establishment, ehe sie zu Einzelkämpfern degenerierten. Die Vision vom olympischen Woodstock welkte langsam in ihren Köpfen.

Und Daume? Die linken Ideen Aichers, Sport endlich ins Spiel statt ins Pantheon des Leistungskultes zu transportieren, gingen dem lernbegierigen Bildungsbürger wohl ins Ohr. Selber leistet er sich ja die Lust, Spiel und Arbeit in eins zu nehmen: Daume, der homo ludens, der euphorische, zappelige Allesmacher. Er redet in die Beleuchtungstechnik ebenso beherzt hinein wie in die Gestaltung des „Deutschen Mosaiks“, seines bei Suhrkamp editierten olympischen Geschenkbandes voller deutscher Friedensworte („Rosa Luxemburg und Enzensberger — ob das zu links wirkt?“).

Im Studio Aicher sah er neues Büromöbiliar aus der Müller-Kollektion; Interieur für den spielenden Boß. Sogleich stopfte er all das in sein Büro an der Münchner Saarstraße, den Schreibtisch



Olympia-Designer Aicher
Für Daume einen Regenbogen

mit Fahrradpedalen, Stehpult, Barhocker, Mobiles, Kegelspiele.

Mit dem um ihn ohnehin stets vorherrschenden Chaos von Akten und Entwürfen ergab das ein raffiniert unkonventionelles Milieu. Wenn Daume fernsieht, dann außer Atem in seinem Rudergerät. Und inspiriert ihn wieder etwas oder jemand, dann: auf! Und reihum mit dem Gedanken zu den Mitspielern aus seinem „Exekutiv-Komitee“, die sich gelegentlich, die Sache vereinfachend, hinterrücks absprechen. Nächtigen wie er will man ja nicht im Büro.

Eine Weile wiegte sich Aicher in dem Irrglauben, er mit Daume, das gäbe einen Zweitaktmotor der Veränderung. Bis er merkte: Dies war nur ein herzliches Nutzungsverhältnis. Die wahre, die reformerisch neue Linie — „die ha-

ben wir nicht durchgestanden“. Nicht an die neue Gesellschaft war mit Daume zu denken. Nur an die neue Inszenierung.

Als die bayrische Hatz gegen die von Aicher geförderten Olympia-Overalls und Hostessen-Spielanzüge des Couturiers Courrèges tobte, fuhr Willi Daume nach Paris und kaufte demonstrativ für Tochter und Ehefrau im Hause Courrèges. Der Meister schien versöhnt.

Aber die 1600 sprachkundigen Olympia-Hostessen, höhere Töchter der Nation, treten nun doch der Welt in kreuzbiederer Dirndkleidern gegenüber, an denen nur das Blau von Aicher stammt. Sieg für Emmy Schwabe, die aus Österreich importierte Hostessen-Oberin des OK: „Auf unsere Trachtenkleider! freut sich doch schon die ganze Welt...“

Das in Rom versprochene kulturelle Gewand für die sportliche Kraftnatur des „immerhin einzigen universalen Friedensfestes“ (Daume) schrumpfte andererseits zum Lendenschurz. Riesenhaft wucherte technisches Vollkommenheitsstreben — Eigengesetzlichkeit einer industriellen Leistungsschau.

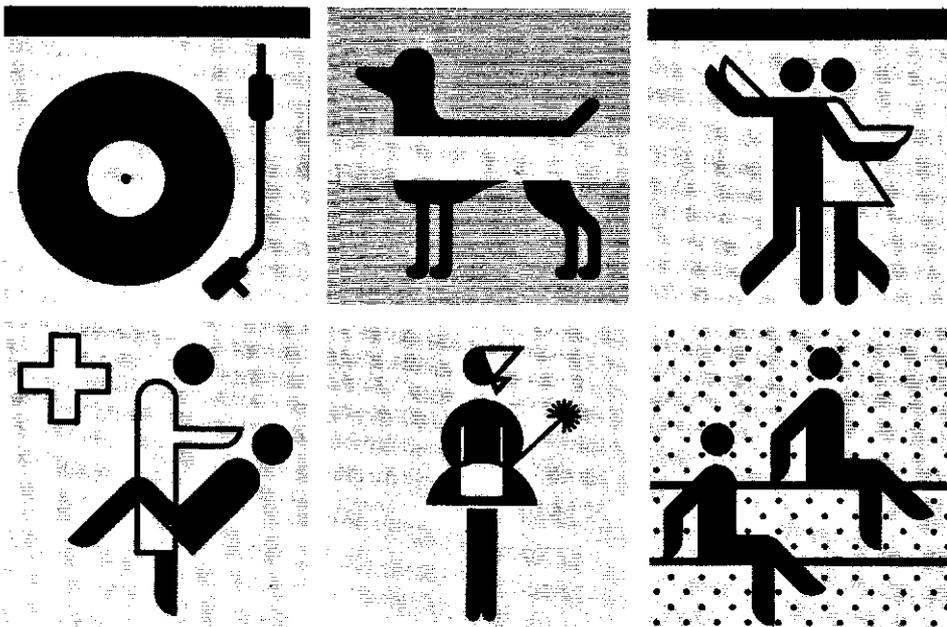
Eine von den 527 Millionen des OK rettete der Präsident gegen den Willen der Mehrheit für das in Rom groß verheißene wissenschaftliche Symposium zum Thema „Sport in unserer Welt“.

„Programm einer grandiosen Verunsicherung“.

Der Psychotherapeut Johannes Marcus Teipel organisiert das ja tatsächlich in der zwiespältigen Erkenntnis, „einer Art Alibi-Funktion“ zu dienen. Geistig ist der Koloß Leistungssport so sehr Krüppel, daß dieser frühere Dominikanermönch sich überwiegend um Denker bemüht, die „möglichst seit ihrer Jugend keinen Fußball mehr angesehen haben“.

Wie eint München nun Sport und Kultur? Das gutbürgerliche Übergewicht des OK wäre mit großer Oper nach des Tages Rekorden am besten bedient. Doch Daume lernte — wieder von Herbert Hohenemser —, man müsse da schon mit Action-Art dicht heran ans Sportgeschehen und dessen Gaffer. Auf dem Weg zur Arena und überall ringsum wäre eine sozusagen rekordzeitkritische Besinnung durch den Auftritt von Feuerschluckern, Gaukelspielern, Lästern, durch kinetisches und anderes anregendes Spielzeug provoziert worden — hätte man ihn gewähren lassen.

Hans-Jochen Vogel, Hubert Abreß, der Ordnungsbeauftragte Schreiber witterten — eingedenk einschlägiger Erfahrungen mit Massen — das „Programm einer grandiosen Verunsicherung“. Mit Not barg Daume von seinem avantgardistischen Papiertiger das Schwänzchen „Spielstraße“ unten am Olympia-



Aicher- Piktogramme: Am genesenen deutschen Wesen freuen

see, ein Zweieinhalb-Millionen-Projekt: dessen Dirigent, der Essener Theater-Neuerer Werner Ruhnau, beschränkt sich freiwillig auf Nettes und berauscht sich selber an der olympischen Totale: „Scheißegal, was das kostet.“

Verunsicherungen, wenn auch nicht immer grandiose, beschert das Schaffen mit Daume; das macht seine Schwäche fürs Ausgefallene, seine störrische Einfalt gegenüber den Gesetzen öffentlicher Ordnung und Verwaltung.

Vogel und sein Olympia-Referent Abreß erkannten es bereits 1966. In einer Berghütte des Liechtensteiner Malbuntales verarbeiteten sie solche Erfahrungen nach fleißiger Juristenart — zu Satzungsentwürfen. Nicht dem Präsidenten des zu gründenden e. V. „Organisationskomitee“, der nur Daume heißen konnte, sondern einem „Generalsekretär“ wurde da vorsorglich die eigentliche Macht eingeräumt.

Nicht dem Sport, von dessen Funktionen der Münchner Oberbürgermeister wenig hielt, sollte die Herrschaft über das olympische Bauen zukommen, sondern der „Olympia-Baugesellschaft“ (OBG), einer GmbH der Geldgeber Bund, Bayern, München. Das Sportliche und Festliche zu arrangieren verblieb dem Organisationskomitee; aber selbst da wachte, sobald es um größere Summen ging, als Vormund die Dreieinigkeit der Gebietskörperschaften.

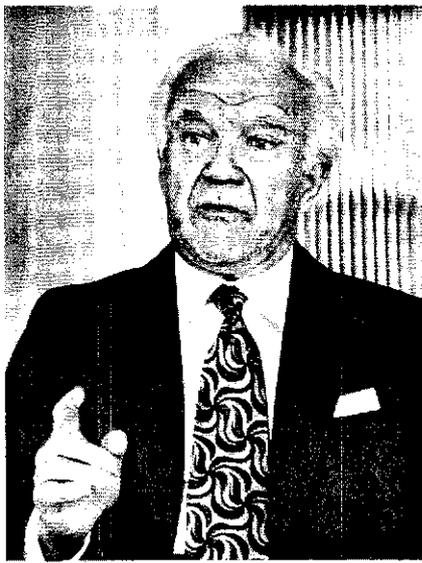
Die Olympiamacher aus dem Rathaus zogen da ein Machtmodell aus der Tasche, während die übrigen Beteiligten noch lange vor sich hin dämmerten. „Bei so was“, weiß Konrad Pöhner, „sind alle froh, wenn einer was Fertiges mitbringt.“

Nach dem Leitfaden aus der Berghütte verflochten sich die Gebietskörperschaften. Aber aller Vorsorge Vogels zum Trotz: Besiegelt wurde die OBG erst bedrohlich spät, im Juli 1967. Und glich danach bald einer Laokoongruppe olympischer Alimentationsnöte.

Zur Ausübung ihrer Kontrollbefugnisse in dem nun anhebenden olympischen Baugewühl gebrach es Politikern und deren Entscheidungshelfern aus dem gehobenen Verwaltungsdienst am nötigen Expertenwissen und, entsetzt entdeckten sie's im Jahre 69, an Zeit. Genau besehen diktierte der Sport, aller Verantwortung enthoben.

„Dieser Laden haut das Geld hinaus.“

Am wenigsten ließ das Phänomen Daume sich durch Paragraphen regeln. Beispielsweise nahm er zum Generalsekretär (100 000 Mark Jahresgehalt) nicht den von Vogel empfohlenen Ministerialrat Hermann Reichart, einen gerissenen, alerten Aufsteiger aus der bayrischen Finanzbürokratie. Daumes sogenannter starker Mann war Herbert



Olympia-Planer Pöhner
Intimer Zeltfeind



Olympia-Planer Lembke
Anwalt der Helligkeit



Olympia-Planer Reichart
Ständiger Stellvertreter

Kunze. Düsseldorf, ein Eissport-Funktionär von in Wahrheit schwächtigen Managerqualitäten. Reichart wurde „Stellvertreter“.

Der harmlose Generalsekretär Kunze, der sich in München mit einer reichen ehemaligen Faschingsprinzessin verheiratete, reizte die Olympiaplaner aus dem Münchner Rathaus, denen der jahrelange Schlendrian in diesem Organisationskomitee Panikgefühle verursachte. Vogel fürchtete: „Dieser ganze Laden vergammelt und haut das Geld hinaus.“

Bei einer der unvermeidlichen Münchner Faschingssehrungen begleitete die Kapelle den Auftritt Herbert Kunzes mit der Melodie: „Wärst Du doch in Düsseldorf geblieben“ (wofür man sich gut bayrisch sogleich bei ihm entschuldigte). Es war das noch der harmloseste Ausdruck einer in aller Öffentlichkeit geführten Kampagne gegen den Unliebsamen.

„Der Fall hieß Daume.“

Vogels Büchsenspanner Abreß (für den er fand Zuschauer Beitz das Scherzwort „Abressung“) bestreitet nicht, man zielt in Wahrheit auf den vermeintlichen Ober-Chaotiker selber: „Der Fall hieß Daume.“

Aber Daume grübelte und wand sich und stellte Kunze nicht hinaus, nur kalt. Den „Stellvertreter“ Reichart, mit dem zusammen er die Zurüstung jetzt steuert, schmückt nur der seltsame Titel eines „ständigen Stellvertretenden Generalsekretärs“ (dafür wird er Chef des Großflughafens München).

Hans-Jochen Vogel schritt seiner Crew gebieterisch voran. Daume herrschte, indem er hinter der seinen lavierte. Daß er eine Halbzeit lang auf der vorolympischen Szene stets von dem überlegenen Kompagnon aus dem Rathaus verdeckt zu werden drohte, entsprach ihren Temperamenten, überdies der politischen Realität.

Vogels Ungeduld, seine oft gallige Energie, sein Zeitmaß — in Rom hatte er die Redezeiten für die Bewerbung mit der Stoppuhr gedrückt — brachten das föderalistisch schwerfällige Vehikel der olympischen Vorbereitungen überhaupt erst in Schwung. Er hatte das Ziel im Visier, während Daume noch in verworrenen Bildern vom olympischen Gesamtkunstwerk träumte.

Maximaler kommunaler Nutzeffekt bei minimaler finanzieller Selbstbeteiligung hieß die Devise, und nach ihr erntete der Olympiamacher aus dem Rathaus.

Für den größten Sportpark des Kontinents, eine U-Bahn-Strecke im Wert von 172, Straßen im Wert von 92, Schulen und Bäderanlagen im Wert von 60 Millionen zahlt München letztlich 171 Millionen. S-Bahn und Fußgänger-

zone kamen der Spiele wegen ein halbes Jahrzehnt früher.

Den olympischen Kanuslalom (16 Millionen) hingegen schob München schnell noch an das erfreute Augsburg ab. Indes Daumes olympische Vision weiter im Fixierbad schwimmt, rückt Vogel nach Kassensturz von der Sache ab: „Das Wort ‚olympische Begeisterung‘ wird man von mir nicht hören.“

Ähnlich kalt durchkreuzte er gelegentlich Inspirationen des — so Ott Aicher — „Renaissance-Menschen Daume“. Dessen OK hätte gern das olympische Feuer am Vorabend der Spiele zu Füßen der Bavaria beherbergt und davor auf der Wies'n ein Volks-, ja Völkerfest gegeben. Um die Zeit sei aber da, wußte Vogel, die Baustelle fürs reguläre Oktoberfest; das zu verschieben kam nicht in Frage. Also wird nun

herauskäme. Den entsprechenden Kandidaten zog er auf Empfehlung des Botschafters von Hase und gegen Vogels zähen Widerstand an Land: Es war Ludwig Erhards ehemaliger Imagemacher Hans („Johnny“) Klein.

Der neue Total-Presseschef, ein Sonny-Johnny, selber begierig auf eine CSU-Kandidatur für Bonn, verkaufte Olympia wie einen Super-Weißmacher. Er sorgte für Daume wie einst für den Dicken. Ein Comeback des Selbstbewußtseins setzte ein — mit einer Goodwilltour ins Axel-Springer-Haus. Schwer war es nicht, den etwas abgebauten Daume zuvor zu schocken: „Wenn ‚Bild‘ gegen Sie eine Kampagne macht, sind Sie ein toter Mann.“

Kleins erste Amtshandlung in München illuminierte eine herzbewegende Nebensache. „Väterchen Timofej“, gab

wärts-Strategie und Disziplinar-Ängsten.

Federführend in der OBG, im Milliardengeschäft des olympischen Bauens, wirkten anfangs der bayrische Regierungsbaudirektor Paul Löwenhauser, 46, und der Münchner Stadtdirektor Werner Göhner, 43, zwei anerkannt umsichtige Verwaltungsmanager mit minimaler Handlungsvollmacht. Es war, als entsende man sie in Halbschuhen auf den Montblanc.

Bei einer Unterhaltung in Daumes Olympia-Residenz am Starnberger See wagte Löwenhauser, dem Architekten Behnisch im Winter 67/68 zu sagen, das Olympia-Dach werde nicht die angegebenen 18 Millionen, sondern vielleicht das Doppelte kosten. „Damit“, bekennt der OK-Steuermann Reichart, „hat sich der Löwenhauser damals ruiniert.“

In den folgenden einhalb Jahren kletterten die Schätzungen der großen Seildach-Koryphäen wie ein Fieberthermometer (26 — 30 — 37 — 41 — 70 — 84 Millionen). Nur, vom kleinen Baudirektor Löwenhauser forderte der Bundesfinanzminister und OBG-Aufsichtsratsvorsitzende Strauß eindeutige Entscheidungshilfen. Mit der Industrie gleich Hand in Hand zu planen — auf diesen, dem Riesenprojekt entsprechenden Gedanken verfielen weder Politiker noch Baubeamte.

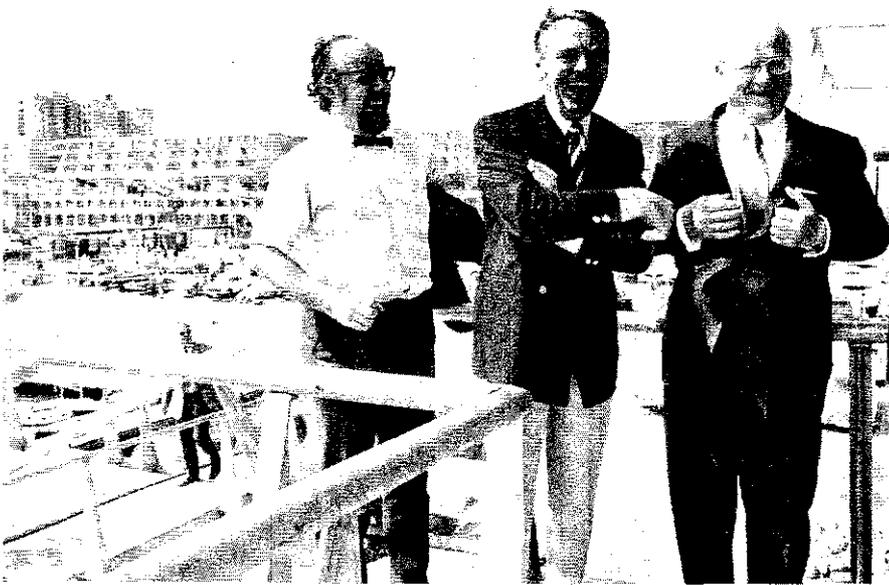
Alpträume vom Dach.

Löwenhauser erkannte das Abgründige des Zeltvorhabens, wußte um die ächtende Potenz der Zelt Dachfreunde; er wand sich und scheute die noch nicht absehbare Verantwortung. Es sei, zürnte Strauß, „eine physische Qual“, ihm zuzuhören. Dem selber zaudernden Landesminister Pöhner tat es leid, für seinen begabten Beamten nicht mehr tun zu können: „Der Mann war verschreckt.“ Ihn drängte der CSU-Chef: „Schau, daß D' einen anderen kriegst.“

Der andere hieß Mertz, war Chef der Bundesbaudirektion und von seinem Vorgesetzten Strauß selber in Bewegung gesetzt. Ein golfgeübter, schlohweißer Mittsechziger, der bald eine reiche Münchnerin ehelichte, sich zu nahezu jeder Gelegenheit in weiße Rollkragenpullover und die unerschütterliche Selbstsicherheit eines knorken Baulöwen kleidet: Weißer mit Schuß.

Bayerns Ministerpräsident Goppel fand es betrüblich, „daß mir da nicht selber einen haben“. Carl Mertz aber, Neffe des Olympia-Bauchefs von 1936, strahlte jene Zuversicht aus, die am Rande vorolympischer Panik, im Sommer 1969, den Politikern wohl tat.

Mertz gab Order, jene ursprünglich wohlgemeinten Abreißkalender zu entfernen, auf denen man sich die bis zu den Spielen noch verbleibende Zahl von Tagen immerzu ins Gedächtnis rief:



Olympia-Freunde Klein, Beitz, Brundage in Kiel: Berechnend billig beworben

der Fackellauf von Olympia her auf Münchens Königsplatz empfangen, nah bei der Neoklassizistik der Führerbauten.

Vogel verweigerte sich dem Regie-einfall, Münchens Oberbürgermeister möge bei der Eröffnung der Spiele vor krachledernen Berchtesgadener Peitschenschmalzern her ins Stadion ziehen. Da sahen alle noch ihn in dieser Rolle, wiedergewählt. Als er beschloß, im Frühjahr 1972 nicht mehr zu kandidieren, fühlte der gute Daume heimlich bei der CSU vor, ob man denn die Gemeindewahlen nicht bis nach den Spielen verschieben wolle.

So mochten und befehdeten sie einander und wurden nicht müde, sich übereinander zu wundern: Kastor und Pollux.

Daume, von innen her olympisch glühend, entdeckte plötzlich zur Halbzeit, daß er ohne einen ihm ergebenen Presseschef nicht mehr aus Vogels Schatten

er heraus, dürfe bleiben. Da, 1969, fanden die heiteren Spiele ihr menschliches Wahrzeichen: einen widerrechtlich auf olympischem Staatsgrund vegetierenden russischen Klausner; der Staat schritt nicht zur Zwangsäumung. Die aus Sperrmüll gezimmerten Zwiebeltürmchen Timofejs grüßen von Friedensreich Hundertwassers Olympia-Plakat. Nur Wasser und Licht — trotz des gigantischen Bauens ringsum —, das bekam der nützliche Alte nicht.

Winziges Genrebild aus dem Irrgarten der Widersprüche, in den olympia-planende deutsche Beamte unversehens gerieten. Im Zwiespalt von Showbusiness und Verwaltungsnormen verloren sich ihre Maßstäbe.

Im Planungsbereich des anderen, eher übermenschlichen Wahrzeichens Zelt Dach steigerte sich dieser Sog zu existenzmordender Stärke. Hier kulminierte die Unvereinbarkeit von moderaten Vorsätzen und monumentalen Zielsetzungen, von baherrlicher Vor-



Olympia-Bauopfer Löwenhauser
„Technisches politisch entschieden“

außerdem entfernte der neue Hauptgeschäftsführer die bisherigen Geschäftsführer Löwenhauser und Göhner, gegen die außer dem nervösen Mißbehagen des Aufsichtsrats wenig sprach.

Mit dem Projekt Oberwiesenfeld waren sie immerhin so weit gekommen, daß Mertz nur feierlich Grundstein legen mußte. Es tat ihm auch leid, und er suchte später mit beiden Versöhnung. „Demokratie braucht Zeit“, ist seine Meinung. Und: „Das interne Gekabbele ums Dach wäre weitergegangen.“

Vogel betraute Göhner mit dem Management der städtischen GmbH „Olympiapark“ — so wurde er Nachlaßverwalter der Prestige-Architektur, von der er zuviel wußte. Löwenhauser sitzt an der Spitze des bayrischen Universitätsbauamtes und grübelt, ob er um sein Ansehen prozessieren soll; Michael Kohlhaas der Spiele.

Daß „über technische Fragen vor ihrer technischen Klärung politisch entschieden wurde“, ging ihm nicht ein. Zu deutsch: daß für Behnischs Opus ohne jede Alternative das Fundament bereitet werden mußte, ehe die exakte Dachberechnung vorlag. „Punktkonzentration von Kräften in einer noch nie dagewesenen Form“, predigt er, „führte bei diesem Dach zu extremem Materialaufwand. Das wird in der Welt bestimmt niemand wiederholen.“ Er will dem Symbol noch immer mit bloßem Verstand begegnen.

Vogel, Strauß, Sportfunktionäre, die Minister Bayerns und die OBG-Vertreter der Länder schienen am 18. August 1969 jäh übereinzustimmen, daß sie sich das, rückblickend, nicht noch einmal leisten würden. Einem Signum industrieller Größe, dürftig abgesichert durch die Hymnen von Experten, waren sie aufgesessen. Zu spät merkten sie, daß sich der berühmte Seilbau-Experte Professor Fritz Leonhardt an Gutachten für und wider das Dach beteiligte.

Strauß fand, man hätte genausogut „eine Kaffeesatzleserin“ bemühen können.

Präzise 41 321 380 Mark, bekam Leonhardt im Mai 1969 heraus, müsse man anlegen. Daumes christsozialer Schatzmeister Rudolf Eberhard: „Auf Pfennige hat man offenbar keinen Wert gelegt.“ Zur gleichen Zeit schon führte eine andere Hochrechnung auf mehr als das Doppelte, nur bekamen die Aufsichtsräte das vorderhand nicht zu Gesicht.

Nun, August 1969, stöhnten sie alle: Die Stahlindustrie — Krupp inklusive — hatte sie in der Gewalt; sie wünschte zwischen 100 und 130 Millionen fürs Dach. Der Preis für „1 Tonne Mast“ allein war in diesen Monaten der Konjunkturerhitzung von 2000 auf ungreifliche 6750 Mark geklettert.

Ob man unter „arglistiger Täuschung“ oder wie auch immer und von wem eigentlich an diesen Point of no return geschleift worden war, konnte die aufgestörte Aufsichtsratsversammlung trotz stärkster Worte nicht klären. Eine Weile überwog die gärende Entschlossenheit, vom Dach soviel wie möglich abzuschneiteln: Vordächer, Verbindungs-dächer, Stadionsdach.

Hineingeschlittert wie in ein Schulbauprojekt.

Carl Mertz sedierte die Temperamente, indem er versprach: Falls man ihn mit diesen Stahlleuten nach ihren ja noch nicht erwiesenen wirklichen Kosten abzurechnen ermächtigte, sei es gewiß unter 80 Millionen zu schaffen. Keiner außer Konrad Pöhner sagte dazu nein. Und den übrigen galt dies nun als alleräußerstes Zugeständnis an die Schönheit, den Fortschritt und das nationale Renommee.

Mertz quälten fortan Alpträume vom Dach, während sich die 80 Millionen, ungeachtet seines rüden Umgangstons mit den Stahlbauern, noch einmal reichlich verdoppelten. Die späte Erkenntnis von B + P — „wir sind da hineingeschlittert wie in ein Schulbauprojekt“ — teilte sich allen mit, und wer konnte, steckte den Kopf in den Sand.

Dem Autokraten Mertz, der auf seinen Schutzhelm wie ein Filmstar „Carlo“ pinseln ließ, nimmt niemand mehr übel, daß auch er sich „mit dem Dach leider geirrt hat“.

Ein Mann mit Fortüne erschien er den Bauherren trotz allem: indem er „autoritär, aber offen“ vollzog, womit sie sich vor dem Volk erst nach Fertigstellung wieder identifizieren. Dem Aufwand nach entspricht es nun dem Gegenteil der proklamierten Zurückhaltung. Selbst Behnisch bemängelt, es seien doch etwas zu mächtige Pylonen („die schwarzen Finger da“) geworden. Fazit: die gewichtigste Leichtigkeit, die es je gab — insofern gewiß ein Symbol.

Hans-Jochen Vogel funktioniert die zuwenig kalkulierte, zuinnerst gewollte Überleistung, nach vorne drängend, bereits um zu einer architektonischen Großtat, wie sie die Gesellschaft sich gelegentlich erlauben müsse, weil sonst die „Welt an schierer Nützlichkeit erstickt“.

An dem Willen, der Ideallandschaft samt Dach nachträglich noch weiter Nutzbringendes zu okufieren, fehlte es nicht. Daß Behnischs Dach nicht wenigstens ein klein wenig schlichter werden durfte, das etwa bewirkte mit seinem Ruf nach Licht der Olympier Lembke. Ein Seiltragwerk mit silbrig gestrichener Holzabdeckung befand sich schon in der Ausschreibung. Da verlangte er namens der „900 Millionen, die ich vertrete“, kein Schatten dürfe ins Spielfeld fallen. Folge: Acrylglas statt Holz. Die Architekten, kleinlaut geworden, bejubelten die unver-



Olympia-Bauchef Mertz (2. v. l.), Bauherren: „Mit dem Dach leider geirrt“

hoffte Durchsichtigkeit — des Glanzes, weniger des Honorares wegen, das ohnehin die 10-Millionen-Marke weit übersteigt.

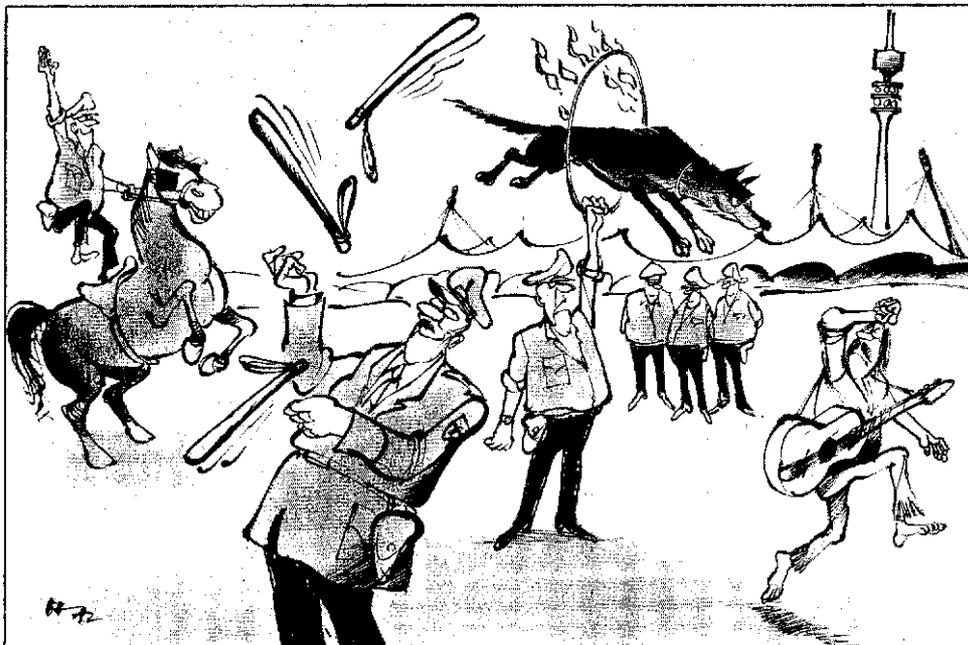
Was sie wieder verdroß, war, daß Lembkes „Deutsches Olympia Zentrum“ (DOZ) zwecks makelloser „weltweiter Farbwiedergabe“ auf der extremen Helligkeit von 1870 Lux bestand (dem Dreifachen normalen Stadion-Flutlichts). Ärgerlich pflanzten sie Türme voller Tiefstrahler. Das schlug sich mit dem von Behnisch erstrebten „archaischen Bild“, dem zuliebe sie sogar Stadionsitze in den verschiedenen Grüntönen einer Sommerwiese bestellten.

Kurze Wege — erhöhte Verwundbarkeit.

Dem unerbittlich-lieben Fernseh-Koordinator der Spiele erscheint diese deutsche Arena fast wie ein romantischer Rückfall. „Sie orientiert sich“, übertreibt Robert Lembke, „an technischen Maßstäben der Jahrhundertwende.“

Weil die Kassenwarte des Sports es wollten, trennen nun wider Willen von B + P Wände aus Glas die vielen Platzklassen. Das Stadion bekam einen hohen Zaun, dazu Kassen wie Fortifikationen, wuchtig genug, gepanzerte Geldtransporter aufzunehmen und gekrönt von Beobachtungstürmen. So sind die Maßstäbe von heute.

Daume wünscht für seine großen reformierten Zeremonien jetzt noch immer neue Stadion-Korrekturen, im Laufgraben etwa — Kleinigkeit — für 2280 tanzende Kinder Toiletten.



„Was stehen Sie hier im Weg, Mann! Das ist eine Spielstraße für alle!“

Und immer wieder Lembke: „Herr Daume, die 900 Millionen, die ich vertrete, sehen nichts.“ Damit meint er den erwähnten Helium-Regenbogen, der noch in Amerika liegt und der bewährten Fernsehwirkung eines Feuerwerks bei weitem nachsteht.

Alles in allem gilt wohl, was Behnischs Partner Erhard Tränkner sagt: „Zu höheren Formen der Zusammenarbeit ist es hier nicht gekommen.“ München 72 — das reichte nicht für eine Nasa.

Jetzt aber, da der Countdown läuft, bemächtigt sich der olympischen Planer ein allumfassendes Sicherheitsstreben,

das schon ein wenig an die keimtötende Vorsorge von Houston denken läßt. Was Nonchalance, was Heiterkeit (die Bescheidenheit ist ohnedies dahin): Ganz vorne steht jetzt guter Ordnungsgest.

Manfred Schreiber bereiste die Welt auf der Suche nach Arenen, in denen es Panik gegeben hat. Und seine Erkenntnisse fanden technisch und in den Gemütern Niederschlag.

Das Zeltdach hält er für so verletzlich, daß am ersten Fußballabend seine Beamten bereits jeden heimlich fotografierten, der einen Knallkörper steigen ließ. Dieses ganze Olympia der kurzen Wege (und der entsprechenden Ballung von Massen) leidet seiner Meinung nach unter ungeahnter Verwundbarkeit.

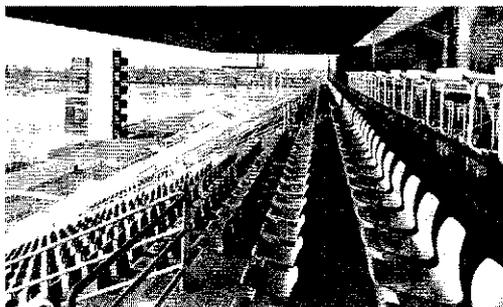
Polizeilich gesehen dürfte es etwas wie die Spielstraße so gut wie gar nicht geben. Zuviel Sportsfeinde dort, zuviel Popfans und Hyde-Park-Typen könnten alles verderben. Die olympischen Aktionskünstler fragen schon bang, ob vielleicht Gäste aus hungernden Zonen der Welt daran Anstoß nehmen werden, daß man hier mit Würstchen jongliert und Reis vor dem Verzehr kostspielig grün färbt. „Wir sind doch aber eine Überflußgesellschaft.“

Jedenfalls werden allabendlich um elf Schreibers Courrèges-zivile Ordnungskräfte vorsorglich den Olympiapark räumen. „Zu Ansiedlungen soll es nicht kommen.“ (12 000 richtige Polizisten hält er für alle Fälle in Kasernen.)

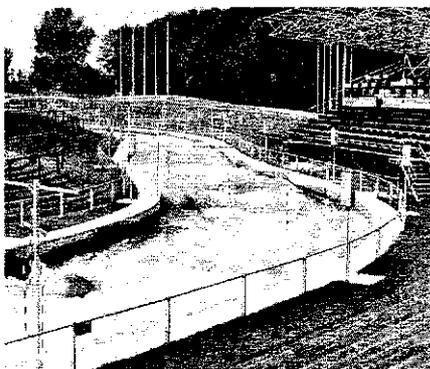
Woodstock ade! Alle Arten deutscher Angst sind würdig vertreten, die des Gewissens nicht ausgenommen. Willi Daume sorgt dafür, daß am Vorabend der Eröffnung die Kirchen zu einer Gedenkfeier ins nahe KZ Dachau bitten. Denn das Olympiagelände, was soll man machen, grenzt an die Dachauer Straße.



Kasse am Olympia-Stadion



Ruderstrecke (l.), Kanuslalom



Olympische Bau-Exempel: „Wir sind doch aber Überflußgesellschaft“